



Nach dem Schrumpfen

Stadtbezogene Identität als Potenzial
schrumpfender Städte

Ralph Richter

F Frank & Timme

Verlag für wissenschaftliche Literatur

Ralph Richter
Nach dem Schrumpfen

Ralph Richter

Nach dem Schrumpfen

Stadtbezogene Identität als Potenzial
schrumpfender Städte

FFrank & Timme
Verlag für wissenschaftliche Literatur

Umschlagabbildung: Ralph Richter

ISBN 978-3-86596-439-7

© Frank & Timme GmbH Verlag für wissenschaftliche Literatur
Berlin 2013. Alle Rechte vorbehalten.

Das Werk einschließlich aller Teile ist urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechts-
gesetzes ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar.
Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen,
Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in
elektronischen Systemen.

Herstellung durch das atelier eilenberger, Taucha bei Leipzig.
Printed in Germany.
Gedruckt auf säurefreiem, alterungsbeständigem Papier.

www.frank-timme.de

INHALT

| | |
|---|-----------|
| Vorwort | 9 |
| I Einleitung | 11 |
| II Schrumpfende Städte in Geschichte und Gegenwart | 21 |
| 1 Rückkehr in die Subsistenzwirtschaft: Schrumpfende Städte in der Antike | 22 |
| 2 Aufstieg und temporäre Schrumpfung im Mittelalter | 25 |
| 3 Kriege und ökonomischer Wandel: Schrumpfende Städte in der Neuzeit | 27 |
| 4 Stagnation und Entleerung im Schatten der Industrialisierung | 29 |
| 5 Deindustrialisierung und Suburbanisierung: Städtische Schrumpfung im 20. Jahrhundert | 31 |
| 5.1 Die Grenzen der industriellen Großstadt | 33 |
| 5.2 Der Aufstieg der Vorstädte | 37 |
| 5.3 Zentralismus und Lenkung: Schrumpfende Städte in der DDR | 41 |
| 6 Schrumpfende Städte seit 1990 | 44 |
| 6.1 Transformation und demografischer Wandel – Schrumpfende Städte im wiedervereinigten Deutschland | 44 |
| 6.2 Die Städte Europas zwischen Schrumpfung und Reurbanisierung | 50 |
| 6.3 „Washington, wir haben ein Problem“ – Schrumpfende Städte in den USA | 53 |
| 7 Einordnung im historischen und internationalen Kontext | 55 |
| III Der Untersuchungsansatz | 59 |
| 1 Methodisches Vorgehen | 59 |
| 2 Online-Panelbefragung | 61 |
| 2.1 Grundgesamtheit und Stichprobe | 62 |
| 2.2 Das Erhebungsinstrument | 65 |
| 2.3 Durchführung der Erhebung | 68 |

| | | |
|-----------|---|------------|
| 2.4 | Charakteristiken der Stichprobe | 71 |
| 2.5 | Diskussion der Datenqualität | 75 |
| 2.6 | Vorzüge der Paneldesigns | 79 |
| 3 | Strukturdaten | 80 |
| 3.1 | Auswahl der Strukturdaten | 81 |
| 3.2 | Charakteristiken der Strukturdaten | 83 |
| 3.3 | Die Verwendung von Strukturdaten in Mehrebenenanalysen | 86 |
| IV | Stadtbezogene Identität | 89 |
| 1 | Theoretischer Teil: „Missing Link“ zwischen Stadt und Handeln | 89 |
| 1.1 | Das Modell stadtbezogener Identität | 91 |
| 1.2 | Der Begriff der stadtbezogenen Identität | 94 |
| 1.3 | Die Ausbildung stadtbezogener Identität | 105 |
| 1.4 | Stadtbezogene Identität und soziales Handeln | 111 |
| 2 | Empirischer Teil: Ursachen und Wirkungen stadtbezogener Identität | 114 |
| 2.1 | Ausprägungen stadtbezogener Identität | 115 |
| 2.2 | Das integrierte Modell stadtbezogener Identität | 120 |
| 2.3 | Zeitverzögerte Wirkungen auf stadtbezogene Identität | 135 |
| 2.4 | Die Folgen für stadtbezogenes Handeln | 140 |
| 3 | Zwischenfazit | 152 |
| V | Schrumpfende Städte | 157 |
| 1 | Schrumpfende Städte als spezifischer Typ der Stadtentwicklung | 160 |
| 1.1 | Karriere einer Debatte | 160 |
| 1.2 | Was sind schrumpfende Städte? | 174 |
| 1.3 | Das Erklärungsmodell | 180 |
| 1.4 | Die mitteldeutsche Banane (Empirische Untersuchung I) | 189 |
| 1.5 | Vom Raum der Orte (Empirische Untersuchung II) | 194 |
| 2 | Schrumpfende Städte als Wissensobjekte | 199 |
| 2.1 | Kultur als kollektive Wissensordnung | 201 |
| 2.2 | Urbanität | 205 |
| 2.3 | Die Kultur der Stadt | 212 |
| 2.4 | Inhaltsanalytische Erfassung stadtbezogener Wissensbestände | 214 |
| 2.5 | Die Kultur der Stadt im Zeichen des Schrumpfens | 224 |
| 2.6 | Diskursive Strategien im Umgang mit Krisenerfahrungen | 238 |

| | | |
|--|--|------------|
| 3 | Schrumpfende Städte als Kontexte für soziales Handeln | 242 |
| 3.1 | Theorien sozialen Handelns und ihre Anwendung auf schrumpfende Städte | 243 |
| 3.2 | Wahrnehmungs- und Bewertungsmuster | 254 |
| 3.3 | Strukturkrise oder Entleerung? – Ursachen des Problembewusstseins | 265 |
| 3.4 | Soziales Handeln in schrumpfenden Städten | 278 |
| 4 | Zwischenfazit | 292 |
| VI Stadtbezogene Identität – Endogenes Potenzial schrumpfender Städte | | 297 |
| 1 | Die Freiheitsgrade des Lokalen | 299 |
| 2 | Die Theorie kognitiver Dissonanz und die Verhaltensrelevanz endogener Potenziale | 302 |
| 3 | Das Modell endogenen Potenzials | 306 |
| 4 | Das endogene Potenzial stadtbezogener Identität – empirische Befunde | 308 |
| 4.1 | Sesshaftigkeit | 308 |
| 4.2 | Kognitive Bewältigungsstrategien | 310 |
| 4.3 | Engagement | 315 |
| 5 | Stadtbezogene Identität als endogenes Potenzial schrumpfender Städte – Fazit | 320 |
| VII Ausblick | | 323 |
| | Literaturverzeichnis | 327 |
| | Städteregeister | 343 |
| | Abbildungsverzeichnis | 345 |
| | Tabellenverzeichnis | 346 |
| | Anhang Fragebogen | 347 |

VORWORT

Als ich mich für das Thema dieser Arbeit zu interessieren begann, waren schrumpfende Städte allgegenwärtig. In Leipzig, meinem damaligen Wohn- und Arbeitsort, hingen fast an jedem Haus „Zu vermieten“-Schilder. Wohnungsunternehmen warben mit Monatsmieten „ab 49 Euro“ um neue Kunden, Stadtbild prägende Häuser wurden abgerissen und die „perforierte Stadt“ zum städtebaulichen Leitbild. Stärker noch waren Mittel- und Kleinstädte betroffen, die innerhalb von 15 Jahren mitunter die Hälfte ihrer Einwohner verloren hatten. Schrumpfende Städte waren das drängende Thema und als Stadtsoziologe hätte ich mir kein interessanteres Forschungsfeld vorstellen können. Obwohl ich damit nicht der Einzige war, blieben Fragen, für die ich mich besonders interessierte, unbeantwortet. Um nur zwei herauszugreifen: Sehr viel ist über konkrete Fallbeispiele geforscht worden. Wenig ließ sich jedoch über die spezifischen sozialen Situationen sagen, die schrumpfende Städte hervorbringen. Worin sich die Lebensumwelten schrumpfender Städte systematisch von den Bedingungen in nicht schrumpfenden Städten unterscheiden und ob es Gemeinsamkeiten im Denken und Handeln der Bewohnerinnen und Bewohner schrumpfender Städte gibt, war kaum erforscht. Wiederholt wurden die Chancen des Schrumpfens beschworen. Empirische Belege waren jedoch rar gesät und so stellte ich mir die Frage, worin genau die Potenziale schrumpfender Städte bestehen könnten und ob dazu vielleicht auch die Verbundenheit der Menschen mit ihren Wohnorten gehört.

Im Grunde hat sich an der Bedeutung des Themas bis heute nichts verändert. Was unter dem Schlagwort des demografischen Wandels als allgemeine Entwicklung diskutiert wird, ist für den konkreten Ort als Schrumpfung ungebrochen relevant. Das Bewusstsein an einem soziologisch interessanten und wichtigen Thema zu arbeiten, hat mich immer wieder aufs Neue motiviert. Die Möglichkeit, mich meiner Forschung zu widmen, verdanke ich dabei der Unterstützung und der Nachsicht vieler, denen ich an dieser Stelle ganz herzlich danken möchte. Ich danke meinen Betreuern Prof. Kurt Mühler und Prof. Helmuth Berking für ihre beharrlichen Nachfragen, für die Zeit, die sie sich genommen haben und für die Mitarbeit in ihren Projekten, die mir viele

Impulse für diese Arbeit gaben. Ganz herzlich danke ich meinen Kolleginnen und Kollegen an der Universität Leipzig und an der TU Darmstadt für das Wissen, dass sie mit mir geteilt haben und das mir große Inspiration war und ist: Prof. Karl-Dieter Opp, Prof. Georg Vobruba, Claudia Globisch, Yasemin Niephaus, Knut Petzold sowie Prof. Sybille Frank, Johannes Marent und den weiteren Mitgliedern des Projektverbunds „Eigenlogik der Städte“. Bei der Checkstone GmbH in Leipzig bedanke ich mich für die großzügige Unterstützung bei der Durchführung der Befragung.

Axel Philipps, Silke Steets, Michael Neumann und Stephanie Jahn haben Teile des Manuskripts gelesen und mir wertvolle Hinweise gegeben. Ich danke Euch sehr für Eure Zeit und Unterstützung. Mein Dank geht an Nancy Grochol von Argwohn Lektorat für die akribische Durchsicht des Textes sowie an Karin Timme und Astrid Matthes vom Verlag Frank & Timme für die freundliche Betreuung. Meinen Eltern danke ich für alle Freiheiten, die sie mir gelassen haben. Die DNB in Leipzig wurde während des Schreibens fast zum Wohnzimmerersatz. Dass diese Zeit mehr als nur Arbeit bedeutete, verdanke ich unter anderem Claudia, Axel, Anke, Stefan, Hagen, Jens und Monika.

I EINLEITUNG

[...] konsequent wechseln sich Wachstum und Schrumpfung in der Natur ab. Beide zusammen bilden eine Schwingung, die Anstrengung und Ruhe, die Schnelligkeit und Langsamkeit, die Fülle und Kargheit entlang einer Zeitachse umfasst.
(Hager/Schenkel 2000)

Seit dem Jahr 2008 lebt mehr als die Hälfte der Menschheit in Städten (UNFPA 2007). Nie war das Siedlungsmodell Stadt so erfolgreich wie heute. Allerdings vollzieht sich Urbanisierung nicht gleichmäßig. In den stark verstädterten Ländern des Westens geht das Bevölkerungswachstum der einen Städte oft zu Lasten anderer. Die „Verlierer“ in diesem Nullsummenspiel schrumpfen, weil sich ökonomische Bedingungen ändern und ihr „Geschäftsmodell“ nicht mehr trägt oder weil sie für überholte Gesellschaftskonzepte stehen und kein Versprechen vom „guten Leben“ abgeben. Es sind Orte in der Peripherie der Netzwerkgesellschaft, die nach alternativen Entwicklungsmöglichkeiten suchen oder in der Hoffnung auf das Anknüpfen an alte Entwicklungspfade überwintern.

Eine Zeit lang wurde in der Bundesrepublik fast täglich über schrumpfende Städte berichtet. Diese lagen meist im Osten der Republik und hatten in wenigen Jahren einen beträchtlichen Teil ihrer Einwohner¹ verloren.² Unter den Dagebliebenen – darunter mehr Männer als Frauen, mehr Ältere als Jüngere und eher Gering- als Hochqualifizierte – herrschten Arbeitslosigkeit und Zukunftsangst. Weitere Topoi waren leerstehende Wohnungen und Geschäfte, Vandalismus und der Abriss ganzer Wohnviertel. In den Ohren des Stadtsoziologen klang das hoch interessant. War es in der Stadtforschung bis

1 Aus Gründen der besseren Lesbarkeit verwende ich nicht durchgehend gemeinsam männliche und weibliche Formen. Wo ich nur auf eine der beiden Schreibweisen zurückgreife, sind stets beide Geschlechter gemeint.

2 Städte wie Frankfurt/Oder, Wittenberge, Hoyerswerda, Wolfen oder Halle/Saale verzeichneten innerhalb einer relativ kurzen Phase von 15 Jahren Verluste von einem Viertel bis zur Hälfte der Einwohner. Das sind historisch wie international selten erreichte Ausmaße.

dahin eher um die Nachteile segregierter Quartiere gegangen, so hatten wir es nun mit dem Abdriften ganzer Städte zu tun. Die Dagebliebenen konnten nicht einfach in Nachbarstadtteile fahren, um den mehrschichtigen Problemlagen aus schlechter Arbeitsmarktsituation, sozialer Benachteiligung, baulichem Verfall und der Unterversorgung mit öffentlichen Gütern zu entkommen.

Auch wenn vieles auf ausgeprägte soziale Probleme hindeutete, blieben auch Zweifel an den Niedergangserzählungen. In der Regel berichteten nicht die Betroffenen selbst. Die Deutungshoheit hatten Journalisten und Forscher, die mit bestimmten Erwartungen und Normalitätsvorstellungen ins Feld gingen. Die Bewohnerinnen und Bewohner mochten die Situation ganz anders bewerten. Vielleicht hatten sie Strategien im Umgang mit der kritischen Situation entwickelt oder sie sahen diese als zeitlich begrenztes Übel im Übergang zu neuen Formen des Zusammenlebens und Wirtschaftens. Vor diesem Hintergrund geht es mir darum, die Bewohnerinnen und Bewohner schrumpfender Städte selbst sprechen zu lassen. Wie erfahren sie die Entleerung ihrer Städte? Empfinden sie Mangel, soziale Benachteiligung und Hoffnungslosigkeit, wie es Reportagen und Studien vermitteln? Haben wir es mit „müden Gemeinschaften“, zu tun, wie sie die berühmte Marienthal-Studie beschreibt (Jahoda/Lazarsfeld/Zeisel 1994 [1933])?

Etwa zeitgleich zu den Niedergangserzählungen etablierte sich im wissenschaftlichen Feld ein alternativer Diskurs über die *Chancen des Schrumpfens*. Autoren wie Wolfgang Kil (2004) empfanden die Problemperspektive als ökonomisch geleiteten Denkwang, der das Verfolgen neuer Entwicklungsoptionen behindert und schrumpfende Städte stigmatisiert. Statt der Sehnsucht nach Wachstum seien qualitative Entwicklung und Nachhaltigkeit anzustreben. Die einseitige Problemsicht verstelle den Blick auf die Chancen, die Schrumpfung auch bedeuten kann. Folgen der Entleerung seien der Gewinn an Zeit und Raum. Das Leben in schrumpfenden Städten sei durch Entschleunigung und geringere Emissionen, durch mehr Grün und Freiräume geprägt, die für das Entwickeln neuer Ideen genutzt werden können.

Neben synchronen Verschiebungen steht Schrumpfung auch für einen diachronen und dabei ganz alltäglichen Wandel. Wachstum ist immer endlich, das Eintreten von Stagnation oder Schrumpfung ein erwartbarer und „natürlicher“ Vorgang. Dennoch rufen gerade zeitliche Veränderungen Ängste hervor. Verluste von Einwohnern, gerade jüngeren, werfen Fragen nach den sozialen wie ökonomischen Entwicklungsmöglichkeiten einer Stadt auf. Angesichts der

Gefahr, dass schrumpfende Städte zu Orten sozialer Ungleichheit werden, empfindet deshalb mancher die Rede von den „Chancen des Schrumpfens“ als zynisch (Oswalt 2004, S. 13). Was den Chancendiskurs jedoch auszeichnet, ist das Aufrufen gesellschaftlicher Fragen nach der Zwangsläufigkeit von Wachstumsmodellen. Schrumpfende Städte sind der Testfall für gesellschaftliche Optionen jenseits des Akkumulationsregimes. Mir geht es darum, Erkenntnisse zu gewinnen, die als Argumente in der Debatte aufgegriffen werden können. Die Wahrnehmungen, Deutungen und Handlungen derjenigen, die vor Ort leben und sich mit den Folgen der Entleerung auseinandersetzen müssen, liefern Anhaltspunkte dafür, inwieweit Schrumpfung auch Chance für alternative Entwicklungspfade sein kann.

Obwohl Schrumpfung neben Städten immer auch ländliche Regionen betroffen hat, wurde die bundesdeutsche Debatte frühzeitig unter dem Leitbegriff der „schrumpfenden Stadt“ beziehungsweise „shrinking city“ geführt. Das wundert bis heute, denn das spezifisch Städtische der Entwicklung, die Bedeutung von Schrumpfung für die urbane Lebensweise und Kultur, war nie ein zentraler Gegenstand. Gründe, die Stadt zu thematisieren, gibt es freilich genug, denn Schrumpfung irritiert das Bild, das wir uns von Städten machen. Die Konzentration von Infrastrukturen, Arbeits- und Bildungsmöglichkeiten, Kulturangeboten, die Offenheit für unterschiedliche Lebensmodelle und Subkulturen usw. macht Städte zu Zentren, auf die sich die Aufmerksamkeit und das Wanderungsgeschehen der näheren und fernerer Umgebung orientieren. Solche Agglomerationsvorteile machen Schrumpfung eigentlich zu einem unwahrscheinlichen Fall. Kommt es dennoch zur Entleerung, so berührt das Selbstverständlichkeiten über den Standort einer Stadt in der Welt, über Bedeutungen und Positionen. Ort der Zukunft und der Zumutung, des Neuen und des Vergessens, der Geschwindigkeit und der Rationalisierung sind Erwartungen, im Positiven wie im Negativen, die sich in schrumpfenden Städten scheinbar nicht mehr erfüllen.

Aus weniger emphatischer Sicht betrifft Schrumpfung Urbanität als spezifisch städtische Lebensweise auch ganz unmittelbar. Spätestens seit Louis Wirth (1938) gelten die sozialökologischen Merkmale Größe, Dichte und Heterogenität als Voraussetzung für die Herausbildung urbaner Charakteristiken wie Individualität, Anonymität, Reserviertheit und Extravaganz. Schrumpfung verringert die Ausprägung der sozialräumlichen Bedingungen und bewirkt damit potenziell auch den Verlust von Urbanität. Ein Anliegen meiner Arbeit ist es daher, die Konsequenzen von Schrumpfung für das

spezifisch Städtische zu erkunden. Was bleibt von Städten, wenn sie nicht mehr das Andere anziehen, wenn in ihnen nicht mehr Unterschiedliches auf engem Raum gleichzeitig sichtbar wird (Nassehi 2002, S. 218)?

In einer Studie über das von starker Schrumpfung geprägte brandenburgische Wittenberge beschreiben die Autoren, wie die Stadt am industriellen Entwicklungsmodell festhält und durch die einseitige Fokussierung auf die Industrie alternative Zukunftsprojekte blockiert (Thomas/Woderich 2011, S. 105f.). Der ersehnte Großinvestor blieb aus und mit ihm die wirtschaftliche Erholung, die der Stadt womöglich einen Teil ihrer Schrumpfungsgeschichte erspart hätte. Das Beispiel Wittenberge verweist darauf, wie fatal das Vertrauen auf Hilfe von außen sein kann und wie wichtig eigene Konzepte und das Entwickeln eigener Fähigkeiten sind, um sozialen Wandel zu ermöglichen.

Unter dem Schlagwort „endogenes Potenzial“ diskutieren Wirtschaftswissenschaftler und Stadtforscher seit langem die Idee, Städte verfügten über Ressourcen, die für eigene Entwicklungsziele aktiviert werden können (Hahne 1985; Johansson/Karlsson/Stough 2001; Hannemann 2004). Die Nutzung endogener Potenziale bedeutet demnach einen Gewinn an Unabhängigkeit gegenüber exogenen Prozessen. Ein Beispiel für lokal gebundene Ressourcen sind identitäre Ortsbezüge. Die im Selbstkonzept verankerte emotionale Verbundenheit mit dem Wohnort würde Menschen dazu bringen, in krisenhaften Situationen länger der Abwanderungsoption zu widerstehen. Bewohnerinnen und Bewohner mit ausgeprägter stadtbezogener Identität wären eher dazu bereit, sich für den eigenen Wohnort zu engagieren. Sie seien offen für neue Identifikationsangebote und städtische Initiativen (Teilhabe an Leitbilddiskussionen, Wahrnehmung von Beteiligungsmöglichkeiten, Nutzung von Weiterbildungsangeboten, Unterstützung von Großereignissen u. a.).

Allerdings ist es fraglich, ob identitäre Ortsbezüge diese Funktionen erfüllen können. Ebenso ist denkbar, dass stadtbezogene Identitäten den kritischen Deutungen schrumpfender Städte angepasst werden, um emotionalen Spannungen und Verletzungen vorzubeugen. Oder sie bewirken das Ausblenden kritischer Informationen und führen zu Inaktivität statt Engagement. Es stellt sich also die Frage: Wird stadtbezogene Identität in schrumpfenden Städten als endogenes Potenzial wirksam? Können Städte wie Wittenberge von der emotionalen Bindung ihrer jetzigen oder früheren Bewohner für die Entwicklung neuer Ideen und für kollektive Initiativen profitieren?

Es sind die Fragen nach dem endogenen Potenzial stadtbezogener Identität, nach der Bedeutung von Schrumpfung für die urbane Lebensweise und Kultur,

nach den sozialen Folgen der degressiven Entwicklung und nach den Chancen städtischer Schrumpfung, die nur unzureichend erforscht sind und mich deshalb dazu bewogen haben, mich eingehender mit schrumpfenden Städten zu beschäftigen. Nicht die Entstehung schrumpfender Städte steht im Fokus, sondern die Bewältigung des Prozesses. In diesem Sinn ist auch der Titel zu verstehen. NACH DEM SCHRUMPFEN zielt auf die Folgen der Entleerung und die Strategien des Umgangs mit diesen. Das vorliegende Buch versammelt die Ergebnisse dieses Unterfangens.

* * *

Ein Merkmal der empirischen Forschung über schrumpfende Städte ist die Konzentration auf Fallbeispiele. Die Untersuchung einzelner Städte hat viel Wissen über konkrete Lebenslagen, über Problemstellungen und Lösungsmöglichkeiten zutage gefördert. Allerdings befriedigt das fallbezogene Vorgehen nicht das Interesse an dem Phänomen als Ganzem, daran, wie schrumpfende Städte *systematisch* die Lebensbedingungen der dort lebenden Menschen verändern. Mir geht es um Erkenntnisse, die über den Einzelfall hinaus die Situation der Städte und der dort lebenden Menschen erklären. Was zeichnet schrumpfende Städte als spezifischen Typ der Stadtentwicklung aus, was macht den Unterschied zu nicht schrumpfenden Städten?

Für die empirische Bearbeitung meines Vorhabens war eine Methode erforderlich, die über den Einzelfall hinausgehende Ergebnisse liefert. Die Wahl fiel auf eine quantitative Onlinebefragung, mit der ich viele verschiedene Personen in unterschiedlichen Städten erreichen konnte. Der Vorteil des dabei genutzten Fragebogens ist die Standardisierung der Interviewsituation und die Vergleichbarkeit der erhobenen Daten. Der Feldzugang wurde durch den Zugriff auf ein Online-Access-Panel erleichtert. Dabei handelt es sich um einen Pool eingetragener Nutzerinnen und Nutzer, die gezielt um die Teilnahme an der Befragung gebeten wurden. Die Erhebung geschah so unter vergleichsweise kontrollierten Bedingungen. Zudem wurden eine relativ hohe Ausschöpfung und eine geringe Abbruchquote erreicht.

Um die Besonderheiten schrumpfender Städte herausarbeiten zu können, wurden gleichermaßen Bewohnerinnen und Bewohner schrumpfender wie nicht schrumpfender Städte befragt. Der Vergleich der Gruppen erlaubt Aussagen darüber, wie sich stadtbezogene Wahrnehmungen, Deutungen und Handlungen unter dem Einfluss von Schrumpfung ändern. Den Befragten

wurde mitgeteilt, dass es um ihr Verhältnis zu den Städten geht, in welchen sie leben, aber nicht explizit, dass dies vor dem Hintergrund städtischer Schrumpfung interessiert. Auf diese Weise sollte vermieden werden, dass Befragte aus schrumpfenden Städten in eine Rolle verfallen, die stereotype Antworten produziert. Auch wurden offene Fragen berücksichtigt, um Erkenntnisse jenseits des Relevanzrahmens geschlossener Fragen zu gewinnen.

Die Befragung sollte nicht nur eine Momentaufnahme zeigen, sondern auch Veränderungen abbilden und Erklärungen über Zusammenhänge zwischen stadtbezogener Identität und an Städten orientiertem Handeln ermöglichen. Aus diesem Grund wurde die Erhebung um eine Zeitkomponente erweitert. Gewählt wurde ein Paneldesign, bei dem die Interviewpartner im Abstand von einem Jahr erneut befragt wurden. Schließlich wurde der Datensatz um Strukturdaten der amtlichen Statistik ergänzt. Diese liefern „objektive“ Aussagen über die demografische, soziale und ökonomische Situation aller Städte der Bundesrepublik. Auf diese Weise konnten die subjektiven Einschätzungen der Befragten mit der „objektiven“ Situation der Städte ins Verhältnis gesetzt werden.

Insgesamt konnte ich für die statistische Auswertung auf einen Datensatz mit zeitlichen, räumlichen und sozialen Dimensionen zurückgreifen.³ Die wichtigsten Ergebnisse ungezählter Analysen sind hier versammelt. In der Zusammenschau verdichten sie sich zu einem facettenreichen Bild schrumpfender Städte und ihrer Bewohnerinnen und Bewohner.

* * *

Die Untersuchung zeigt vor allem eins: Städtische Schrumpfung ist kein unaufhaltsamer Prozess. Es ist nicht so, dass immer mehr Menschen abwandern und Städte aufgegeben werden. Das zeigt auch der Blick in die Geschichte, in der Stadtwüstungen die absolute Ausnahme sind (Kap. 2). Der Grund sind endogene Potenziale, die in jeder Stadt degressiven Entwicklungen entgegenwirken (Kap. 6). Zu diesen zählt auch die stadtbezogene Identität. Städte sind für ihre gegenwärtigen und ehemaligen Bewohnerinnen und Bewohner biografisch konstruierte Teile des Selbstkonzeptes. Aus stadtbezogener Identität resultiert emotionale Verbundenheit und ein Handeln, das

3 An der Erstbefragung haben 2.710 Personen aus 650 Städten teilgenommen, in der Zweitbefragung waren es 1.126 Personen aus 402 Städten.

seinem Sinn nach an der jeweiligen Stadt orientiert ist (Kap. 4). Menschen mit ausgeprägter stadtbezogener Identität widerstehen der rational plausiblen Abwanderungsoption länger. Sie kapitulieren auch nicht mental, sondern suchen nach alternativen Sinnbezügen. Riskant gewordene alltägliche Bezüge wie die Vielfalt an Arbeitsmöglichkeiten, ein breites Einkaufsangebot und eine gute öffentliche Versorgung verlieren in schrumpfenden Städten ihr Identifikationspotenzial und werden durch ungefährdete außeralltägliche Bezugsgrößen substituiert. Zu diesen gehören natürliche Gegebenheiten wie eine schöne Umgebung und landschaftliche Besonderheiten sowie Verweise auf historische Ereignisse und geschichtsträchtige Stadtbilder und Bauwerke. Im Ergebnis bewahren die Bewohnerinnen und Bewohner eine Grundzufriedenheit mit den Bedingungen, die ihr Wohnort bietet (Kap. 5).

Damit ist nicht gesagt, dass die Dagebliebenen die Realitäten ausblenden oder blauäugig sind. Sie bemerken sehr wohl strukturelle Defizite. Sie empfinden sich als kollektiv benachteiligt und sehen ihren Wohnort im Vergleich zu anderen Städten in einer inferioren Statusposition. In der Wahrnehmung der Arbeitsmarktlage, der Leerstandssituation, der Bevölkerungsstruktur oder des baulichen Zustands unterscheidet sich die Sicht der Bewohner nur wenig von allgemeinen Deutungsmustern.⁴ Aber unter dem Schirm stadtbezogener Identität beginnt das Denken in Alternativen, welches eine Voraussetzung für sozialen Wandel ist. Es geht dabei nicht so sehr um rationales Handeln, sondern um ex post rationalisiertes und rationalisierendes Handeln und Verhalten.

Eine Form rationalisierenden Handelns ist Engagement, das dazu dient, die Entscheidung zur Sesshaftigkeit zu rechtfertigen. Es kann gezeigt werden, dass stadtbezogene Identität eben nicht zu Inaktivität führt, sondern Handeln hervorruft, das seinem Sinn nach am Wohnort orientiert ist. Beispiele sind die Teilhabe an Verschönerungsaktionen, das Spenden für lokale Anliegen, die Teilnahme an Bürgerversammlungen und Unterschriftenaktionen oder die Mitarbeit in Vereinen. Für Entscheidungsträger sind Bewohnerinnen und Bewohner mit ausgeprägter stadtbezogener Identität eine wichtige Zielgruppe, denn sie sind offen für neue Leitbilder und auch bereit, sich an Initiativen zu

4 Im Unterschied zur Darstellung in Medienberichten und Studien, die den Problemschwerpunkt in Mittel- und Kleinstädten verorten, herrscht aus Sicht der Bewohnerinnen und Bewohner in schrumpfenden Großstädten eine ausgeprägtere Problemlage vor. Aufgrund von Agglomerationsvorteilen ist das Schrumpfen von Großstädten eher unwahrscheinlich. Kommt es dennoch dazu, dann bestehen schwerwiegende strukturelle Nachteile, die sich in der Einschätzung der Bewohner widerspiegeln.

beteiligen. Allerdings, auch das wird deutlich, gehören zum Handlungsrepertoire der Ortsverbundenen keine Formen des Protestes. Sie sind bereit, durch Engagement zum Wandel beizutragen, aber mit Widerständigkeit und Protest bestehende Strukturen zu hinterfragen, vereinbart sich schlecht mit stadtbezogener Identität. Geht es um das Aufbrechen verkrusteter Strukturen, dann ist das Veränderungspotenzial identitärer Ortsbezüge begrenzt.

Dennoch, für schrumpfende Städte ist die imprägnierende und aktivierende Funktion stadtbezogener Identität ausgesprochen wichtig. Sie gewährt Zeit, um mit politischen Mitteln auf die degressive Entwicklung zu reagieren und sie bewahrt eine Gruppe aktiver Bürgerinnen und Bürger, die bereit ist, den nötigen Wandel mitzutragen. Stadtbezogene Identität ist für schrumpfende Städte ein endogenes Potenzial, eine ortsgebundene Ressource, die kumulativen Schrumpfungsprozessen vorbeugt und von Entscheidungsträgern im Sinne einer Projektidentität (Castells 1997, S. 8) aktiviert werden kann. Für die Bewertung der Chancen des Schrumpfens kann hier angeknüpft werden. Sie bestehen in der Notwendigkeit zur Veränderung, im Umdenken und im Ausprobieren neuer Wege. Ein Beispiel ist der Wandel von Deutungsmustern, wie er in der Arbeit für die Haltung gegenüber Baustellen und Großprojekten gezeigt werden kann. Der Perspektivwechsel bei Bauprojekten ist noch wenig instruktiv, aber er zeigt, dass Schrumpfung Bedingungen für einen Deutungswandel schafft. Dieser könnte damit beginnen, ungenutzte Gebäude nicht als Schandflecken zu betrachten und abzureißen, sondern in ihnen wertvolle Räume für zukünftige Nutzungen zu sehen, deren Erhalt sich später auszahlt.

Die retardierende Wirkung stadtbezogener Identität führt auf der Makroebene zu einer interessanten Erkenntnis. Die meisten schrumpfenden Städte sind keineswegs durch überdurchschnittliche Abwanderung gekennzeichnet. Im Gegenteil: Schrumpfende Städte haben eine vergleichsweise sesshafte Bevölkerung. Aus ihnen ziehen im Mittel weniger Menschen fort als aus prosperierenden Städten. Der Hauptgrund ihrer Entleerung ist – sieht man von natürlichen Faktoren wie Geburten und Sterbefällen ab – die ausgesprochen geringe Zuwanderung. Schrumpfende Städte üben wenig Anziehungskraft auf potenzielle Zuwanderer aus. Ihre strukturellen Bedingungen sind eine „hochwirksame Prävention vor Außenseitern“ (Kaufmann 2005, S. 109). Schrumpfende Städte kennzeichnet kein einseitiger Bevölkerungsabfluss, sondern insgesamt eine geringe Teilhabe am Migrationsgeschehen. Sie sind, mit Manuel Castells (1996) gesprochen, „Peripherien der Netzwerkgesellschaft“.

Hier zeigen sich zugleich die Grenzen stadtbezogener Identität und anderer endogener Potenziale. Diese vermögen es, Situationen zu stabilisieren und sie sind Keimzellen für sozialen Wandel. Geht es aber darum, schrumpfenden Städten dauerhaft neue Impulse zu geben, dann müssen diese auch für Auswärtige wieder Orte des „guten Lebens“ werden. Ohne die von Migrant*innen mitgebrachten Ideen, ohne kulturelle Diversität und abweichende Lebensmodelle können sich schrumpfende Städte vielleicht konsolidieren, aber sie sind dann keine Städte mehr, sondern große Dörfer.

II SCHRUMPFENDE STÄDTE IN GESCHICHTE UND GEGENWART

Schrumpfende Städte sind keineswegs ein außergewöhnliches oder neues Phänomen. Schrumpfung – für die folgenden Betrachtungen bezieht sich der Begriff auf den mittel- oder langfristigen Verlust von Einwohnern – ist eine wiederkehrende Phase in der Entwicklung von Städten. Das bedeutet jedoch nicht, dass diese auch ein fraglos akzeptierter Zustand ist. Städte gelten als Zentren des gesellschaftlichen Lebens, auf welche sich die Aufmerksamkeit und das Wanderungsgeschehen der Umgebung richten. Es ist anzunehmen, dass sie dieser Rolle in Phasen der Schrumpfung nicht mehr ohne weiteres gerecht werden. Vor diesem Hintergrund soll ein historischer Abriss die Relevanz des Phänomens in der Geschichte der Städte, seine Wahrnehmung und Problematisierung in verschiedenen Epochen erhellen. Wie häufig tritt städtische Schrumpfung auf? Wie ausgeprägt sind Schrumpfungsphasen und wie lange währen sie? Vor allem aber: Wie nehmen die Menschen in ihrer Zeit städtische Schrumpfung wahr? Erkennen sie darin Chancen für alternative Entwicklungen, stehen sie dieser eher gleichgültig gegenüber oder sehen sie darin ein Problem, das es zu überwinden gilt?

Ein Ziel der Arbeit ist es, schrumpfende Städte als spezifischen Typus städtischer Entwicklung zu charakterisieren. Die historische Betrachtung soll dabei helfen, die Bedingungen für das Entstehen des Phänomens, die Erscheinungsformen und Folgen zu verstehen. Von besonderem Interesse sind Aussagen, die Auskunft geben über den Einfluss auf die spezifische Form städtischer Lebensweise und Kultur. Wie wirkt sich Schrumpfung auf das urbane Leben und auf das Selbstverständnis der Städte aus? Welche Folgen hat die Entleerung für das soziale Gefüge? Welche Ursachen herrschen vor und wie haben Städte in der Vergangenheit die Schrumpfungspfade wieder verlassen? Die kursorische Betrachtung von der Antike bis in die jüngste Vergangenheit, die um eine diachrone Perspektive auf andere europäische Länder und die USA

ergänzt wird, liefert die Kontrastfolie, vor deren Hintergrund gegenwärtige Schrumpfungprozesse beleuchtet und eingeordnet werden.⁵

Wie sich zeigt, unterscheiden sich heutige Schrumpfungprozesse vor allem in ihren Ursachen und Begleitumständen. Tritt städtische Schrumpfung in der Vergangenheit oft im Zusammenhang mit existenziellen Brüchen auf, so vollziehen sich Schrumpfungprozesse im 21. Jahrhundert in einer Epoche relativen Wohlstands. Auffällig ist der kritische Blick auf das Phänomen. Von frühen Überlieferungen bis in die jüngste Vergangenheit gelten schrumpfende Städte als ausgesprochen unerwünschte Erscheinungen. Es dominieren Zuschreibungen wie „Verlassenheit“, „Ödnis“ und „Verländlichung“. Gerade letzteres ist interessant, zeigt es doch, dass die Entleerung auch mit dem Verlust von Urbanität assoziiert wird.

1 Rückkehr in die Subsistenzwirtschaft: Schrumpfende Städte in der Antike

Beginnen wir die *tour de force* im griechischen Städtesystem. Für das archaische Zeitalter zählt die Forschung etwa 1.050 Polisverbände, von denen im Jahr 400 v. Chr. aber nur etwa 850 erhalten sind. Etwa 200 Poleis sind aufgegeben worden oder wurden erst später gegründet (Freitag 2008, S. 5). Überlieferte Beispiele machen deutlich, dass die zwischenzeitliche oder dauerhafte Entvölkerung griechischer Poleis ein verbreitetes Phänomen ist. Auslöser sind Kriege, Naturkatastrophen aber auch Strukturkrisen, etwa durch die Verkleinerung des Polisgebietes und dadurch verursachte Ernährungsprobleme. Dennoch ist fraglich, inwiefern schrumpfende Polisgemeinden mit schrumpfenden Städten verglichen werden können. Anders als in den dicht bebauten Städten späterer Jahrhunderte wird ein Großteil der Polisterritorien landwirtschaftlich genutzt („Chora“), urbane Strukturen bilden eher die Ausnahme (ebd., S. 2ff.). Insofern scheinen schrumpfende Poleis eher dem Charakter

5 Die Darstellung beruht auf den mittlerweile sehr umfangreichen Arbeiten, die die Stadtgeschichtsforschung zu schrumpfenden Städten beisteuert. Eine eigene Quellenanalyse kann nicht geleistet werden.

entleerter ländlicher Gebiete mit kleinstädtischen Zentren zu entsprechen, in denen stets die Möglichkeit zur Rückkehr in die Subsistenzwirtschaft besteht.

Für städtische Schrumpfungprozesse im Imperium Romanum ist Rom ohne Zweifel das herausragende Beispiel. Von den geschätzt mehr als eine Million Einwohnern der Kaiserzeit bleibt der ersten Metropole der Menschheitsgeschichte im 6. Jahrhundert nur ein Bruchteil erhalten. Der Abstieg der „Ewigen Stadt“ beginnt im 4. Jahrhundert mit der Verlagerung der Hauptstadt nach Byzanz. Kriegerische Auseinandersetzungen und Belagerungen durch Vandalen und Goten beschleunigen den Niedergang Roms. Die Lebensmittelfuhr auf dem Seeweg wird abgeschnitten, ebenso die Wasserversorgung über die Aquädukte. Ein Großteil der Einwohner wandert zurück aufs Land. Die verbliebene Bevölkerung sammelt sich am Tiber und pflanzt zwischen den Trümmern der antiken Stadt Gemüse an (Benevolo 2000 [1975], S. 230; Vöckler 2004, S. 360; Witschel 2008, S. 72).



Abb. 1: Giovanni Battista Piranesi, Caracallathermen, Großer Prunksaal, Rom 18. Jh., Quelle: (Schulz 1914, S. 42)

Neben Rom erlebt auch das übrige hoch entwickelte weströmische Städtewesen in der Spätantike einen allgemeinen Niedergang (Liebeschuetz 2001).

Dieser findet nicht abrupt statt, sondern ist ein Jahrhunderte währender Prozess, der mit der Degradierung des westlichen Teils des Imperium Romanum zur Reichsprovinz seinen Anfang nimmt. Der allmähliche Bedeutungsverlust des Stadtenetzes vollzieht sich nicht kontinuierlich und gleichzeitig, sondern in den verschiedenen Regionen mit unterschiedlicher Intensität und Geschwindigkeit. Während beispielsweise der Rückzug des römischen Imperiums von den britischen Inseln zur Entvölkerung der Städte führt, darunter auch zur völligen Aufgabe von Londinium im 5. Jahrhundert (Witschel 2008, S. 46f.), gibt es in Italien größere Beharrungskräfte der städtischen Eliten. Hier werden auch noch in der Spätantike Orte in den Rang einer Civitas erhoben, kommt es neben der Bewahrung der überkommenen Baustruktur zum Neubau von Kirchen, werden die administrative Bedeutung der Städte verteidigt und Stadtelobpreisungen verfasst. Insgesamt ändert das jedoch nichts am grundsätzlichen Ruckgangsprozess.

In Italien lassen sich ab dem früheren 5. Jahrhundert, eventuell im Gefolge der zu dieser Zeit zunehmenden Barbareninvasionen, Tendenzen ausmachen, die mittelfristig selbst in den größeren Orten eine De-Urbanisierung bewirkten, welche offenbar mit einem erheblichen Rückgang der städtischen Bevölkerungszahlen verbunden waren. (Witschel 2008, S. 71)

Die regressive Entwicklung wird durch Epidemien, insbesondere Pestepidemien,verstärkt und erreicht im 7. und 8. Jahrhundert ihren Höhepunkt. In dieser Zeit, die im gesamten Mittelmeerraum als ökonomische Schwächephase gilt, ist vom ursprünglichen Stadtwesen kaum mehr etwas vorhanden. Obwohl die baulichen Artefakte nurmehr als Torso von der einstigen Größe der römischen Städte zeugen, beweisen sie eine erstaunliche Persistenz. Im Hochmittelalter erleben die italienischen Städte in den Mauern der antiken Vorgänger eine Renaissance, wengleich der Aufschwung einem „veritablen Neuanfang“ (ebd., S. 72) gleichkommt.

2 Aufstieg und temporäre Schrumpfung im Mittelalter

Als ausgesprochen erfolgreich können die mittelalterlichen Stadtgründungen gelten, die in vielen Teilen Europas ein bis heute erhaltenes Städtetz hervorbringen. Für den deutschsprachigen Raum nennt Thomas Küntzel (2008, S. 110) für das Mittelalter etwa 4.000 städtische Siedlungen, von denen nur etwa 10 bis 20 Prozent ihren Stadtstatus später wieder verlieren. Dabei ist das Mittelalter wie auch die darauffolgenden Epochen reich an natürlichen und menschengemachten Katastrophen, die zu temporären Entleerungen der Städte führen. Genannt seien Epidemien, kriegerische Auseinandersetzungen, Agrarkrisen, politische und wirtschaftliche Einschnitte, Feuersbrünste, teilweise auch Naturkatastrophen wie Erdbeben oder Landabtragungen an Meeresküsten⁶. Städte fallen in der Folge teilweise oder gänzlich wüst, werden in der Regel aber schnell wieder besiedelt. Den größeren oder kleineren Katastrophen zum Trotz, behalten die Städte ihre Anziehungskraft, denn sie erfüllen als wirtschaftliche oder administrative Zentren wichtige Funktionen (Benke 2005b, S. 50f.).

Nur sehr selten werden Städte vollständig aufgegeben.⁷ Die meisten Abgänge betreffen sogenannte Minderstädte, die von Beginn an mit geringen Privilegien und Ressourcen ausgestattet sind und in den Rang von Dörfern zurückfallen. Im Allgemeinen ist nach der mittelalterlichen Stadtgründungswelle ein optimaler Städtebesatz erreicht, der Neugründungen kaum erforderlich macht, aber auch Stadtschrumpfungen und Abgänge verhindert. In einer Zeit langsamer Transportwege und geringer Konservierungsmöglichkeiten garantiert ein dichtes Städtetz die Versorgung mit Lebensmitteln und den nahräumlichen Umschlag von Waren. Kommt es dennoch zu Schrumpfung oder gar zur

6 Ein Beispiel für die Aufgabe einer Stadt infolge von Landabtragungen ist das englische Dunwich (Slater 2008, S. 86).

7 Eine gute Übersicht über städtische Wüstungen gibt der Beitrag von Thomas Küntzel (2008). Zu den wenigen Städten, die vollständig verlassen und auch nicht mehr bewirtschaftet werden, zählen Blankenrode (Westfalen) und Landsberg (Landkreis Kassel). Im internationalen Kontext gilt Angkor als eine der bedeutendsten Stadtwüstungen. Die ehemalige kambodschanische Hauptstadt wird um das Jahr 1200 von schätzungsweise einer Million Menschen bewohnt. Infolge von Versorgungsproblemen und politischen Auseinandersetzungen wird die Hauptstadt später nach Phnom Penh verlegt, sodass Angkor ab 1500 vollkommen wüst fällt. Heute ist Angkor ein wichtiger Erinnerungsort und touristischer Anziehungspunkt Kambodschas (Oswalt/Rieniets 2006, S. 32).

Aufgabe von Städten, dann sind gesellschaftliche oder natürliche Katastrophen allenfalls Auslöser. Erst wenn strukturelle Defizite wie die Aufgabe von Herrensitzen, der Verlust zentralörtlicher Funktionen, die Verlegung von Handelswegen oder das Versiegen von Rohstoffquellen hinzukommen, sind auch dauerhafte Schrumpfungen bis hin zur Totalwüstung nicht ausgeschlossen (ebd., S. 122).

Teilweise dauert es Jahrzehnte oder Jahrhunderte, bis Städte nach Krisen ihre frühere Bedeutung wiedererlangen. Ein Beispiel ist Freiburg im Breisgau, das unter anderem in Folge einer Pestepidemie im Jahr 1348 in eine lang anhaltende Schrumpfungsphase eintritt (Untermann 2008, S. 104). Mittelalterliche Vorstädte werden in der frühen Neuzeit wieder aufgegeben und leerstehende Häuser im Stadtkern durch Scheunen ersetzt. Anders als in anderen Städten, wie beispielsweise in Offenburg oder Duisburg, ist es in Freiburg bei Strafe verboten, auf zuvor bebauten Flächen Gartenland anzulegen. Matthias Untermann schreibt hierzu:

Die im Umfang der Stadtmauer dicht umbaute frühneuzeitliche Stadt war hier eine bewusst konstruierte Fiktion, ein ‚gebautes Stadtbild‘, das den wirtschaftlichen Niedergang und die Reduktion der Bevölkerungszahl leugnete, stellenweise fast ein ‚Potemkinsches Dorf‘. (Untermann 2008, S. 104)

Offenbar gelten Schrumpfungsprozesse und ihre sichtbaren Konsequenzen bereits in der damaligen Zeit als unerwünschte Erscheinungen, die zugunsten einer Stabilität signalisierenden intakten Ortsbildes kaschiert werden. Auf frühneuzeitlichen Stadtansichten von Freiburg sind Scheunen entsprechend auch nicht von Wohnhäusern zu unterscheiden. Der geschichtliche Bogen schließt erst zum Ende des Jahrtausends: Im Jahr 1998 werden die letzten der innerstädtischen Scheunen zugunsten von Neubauten abgerissen (ebd., S. 103).

3 Kriege und ökonomischer Wandel: Schrumpfende Städte in der Neuzeit

Gilt das 13. und 14. Jahrhundert als Blütezeit des mitteleuropäischen Städtewesens, so zeichnet sich für die frühneuzeitlichen Städte ein Strukturwandel ab, der gleichermaßen durch Wachstum und Schrumpfung charakterisiert ist (Hoffmann-Rehnitz 2008, S. 146). Entscheidende Veränderungen bringen der Verfall der freiheitlichen Verfassung der Städte und die gleichzeitige Machtzunahme der Landesherrn mit sich. Während die Reichsstädte an politischer und oft auch an ökonomischer Bedeutung verlieren⁸, gelangen die neuen Residenzstädte (Berlin, Wien, München, Dresden u. a.) zur Blüte.

Geradezu katastrophische Bevölkerungsverluste erfährt das Städtesystem durch den Dreißigjährigen Krieg. Zwischen 1618 und 1648 verlieren die Städte rund ein Drittel ihrer Bevölkerung (Benke 2005b, S. 52). Die Zerstörungen sind so umfassend, dass sich die Städte vielfach nicht aus eigener Kraft erholen können und die Zentralgewalten Hilfe beim Wiederaufbau leisten. So unternimmt beispielsweise Preußen umfassende Bemühungen zur Ansiedlung von Religionsflüchtlingen. Mit der Zusicherung von Glaubensfreiheit und der Gewährung weiterer Sonderrechte können allein für Magdeburg mehr als 3.000 hugenottische Immigranten gewonnen werden, die dort Anteil am Wiederaufbau der Stadt haben (Benke 2005a, S. 641). In Städten, die nicht von solchen „Konjunkturprogrammen“ profitieren, wirken die Verluste des Dreißigjährigen Krieges indes oft noch Jahrzehnte oder gar Jahrhunderte nach. So können etwa Nürnberg, Aachen, Augsburg oder Ulm erst nach zwei Jahrhunderten an den Bevölkerungsstand anknüpfen, den sie zu Beginn des 17. Jahrhunderts erreicht hatten (Hoffmann-Rehnitz 2008, S. 161).

Auch Verschiebungen und Vergrößerungen wirtschaftlicher Verkehrskreise führen in der Frühen Neuzeit zu einer Differenzierung des Städtesystems. Während einige traditionelle Handelsstädte wie Soest, Lübeck oder die belgischen Städte Brügge und Löwen ins wirtschaftliche Hintertreffen geraten, gewinnt Hamburg als sprichwörtlich sicherer Hafen an Bedeutung. In den

8 Ein drastisches Beispiel für den Niedergang der Reichsstädte ist Wetzlar. Bedingt durch Statusverlust, interne Fehden, kriegerische Auseinandersetzungen und die Verlegung von Handelswegen, verliert die Stadt zwischen dem 14. Jahrhundert und dem Jahr 1576 drei Viertel ihrer Einwohner. Wetzlar sinkt zurück auf das Niveau einer Ackerbürger- und Handwerkerstadt. Erst im Jahr 1860 erreicht die Einwohnerzahl wieder den Stand des 14. Jahrhunderts (Benke 2005b, S. 52).

Landstädten übernehmen Ackerbürger die Rolle der Fernhändler. Landstädte verlieren in der Folge an wirtschaftlicher Bedeutung, können sich aber als lokale oder regionale Versorgungs- und Handwerkerzentren behaupten (Benke 2005b, S. 51f.).

Inwiefern mit politischen und wirtschaftlichen Krisen Bevölkerungsverluste einhergehen und wie diese bewertet werden, zeigt Philip Hoffmann-Rehnitz (2008) am Beispiel von Lübeck. Militärische Auseinandersetzungen, die Neuordnung des europäischen Handelssystems, vor allem aber die konservativ-protektionistische Bürgerschaft führen zu einer ökonomischen und gesellschaftlichen Krise, in deren Folge die Stadt zwischen 1640 und Anfang des 18. Jahrhunderts rund ein Drittel ihrer Einwohner verliert (Hoffmann-Rehnitz 2008, S. 159ff.). Der ökonomische und demografische Abschwung wird genau registriert und gefürchtet. Anlässlich einer Diskussion um das Braurecht warnt ein Gutachten davor, dass weitere Brauhäuser zu „Steinhaufen“ werden und Einwohner wegfallen könnten. Kaum anders als heute dienen im Diskurs des frühneuzeitlichen Lübeck leerstehende Gebäude als Evidenz erzeugende Symbole des Niedergangs (ebd., S. 173f.).

Eine Überlieferung, die direkte Schlussfolgerungen auf die Bedeutung des Bevölkerungsumfangs für die neuzeitlichen Städte zulässt, stammt von dem Alchimisten und Merkantilisten Johann Joachim Becher. Dieser hält Ende des 17. Jahrhunderts in seiner Schrift „Politische Discurs. Von den eigentlichen Ursachen deß Auf- und Abnehmens der Stadt, Länder und Republiken“ fest:

Wann ich derohalben eine Stadt recht definiren solte, wolte ichs nennen eine volkreiche nahrhafftige Gemein; [...] je volkreicher also eine Stadt ist, je mächtiger ist sie auch [...] angesehen weder der Landsfürst, Stadt oder Länder considerabel seyn, wann sie arm von Volk seyn. (Becher 1972 [1688], S. 2)

Für Becher definieren sich Städte durch die Vielzahl an Menschen, die in ihnen leben. Ihre Bedeutung und Macht beruht weniger auf dem Ansehen ihrer Herrscher, als auf ihrem Bevölkerungsreichtum, denn dieser verweist auf eine gesicherte Nahrungsversorgung und auf den Wohlstand des Gemeinwesens, wie der Autor im Weiteren ausführt. Hier wie auch am Beispiel Lübecks zeigt sich ein ausgeprägtes Bewusstsein für das Wachsen und Schrumpfen des Gemeinwesens. Bevölkerungsreichtum gilt als erstrebenswerter Zustand, während Bevölkerungsverluste alles andere als willkommen sind.

4 Stagnation und Entleerung im Schatten der Industrialisierung

Zu einschneidenden Veränderungen führen die territorialen Konzentrationsprozesse zwischen 1803 und 1815. Innerhalb weniger Jahre verringern sich die mehr als 1.000 reichsunmittelbaren Territorien auf nur noch 36 selbständige Staaten (Benke 2008b, S. 187). Residenzstädte büßen durch den Verlust der Hauptstadtfunction Zentralität und Bedeutung ein – für manche Städte, beispielsweise Würzburg und Bamberg, ein bis heute anhaltender Phantom-schmerz.

Verglichen mit den europäischen Nachbarn sind die deutschen Länder durch einen dichten Besatz an mittleren und kleineren Städten geprägt. Von diesen wird in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts ein Bild der Stagnation, der Rückständigkeit und des Verfalls gezeichnet. Vor allem Berichte und Erzählungen englischer und französischer Städtereisender – die frühe Industrialisierung ihrer Herkunftsländer vor Augen – bemühen den Topos der rückständigen mittelalterlichen deutschen Städte. Ein eindrückliches Beispiel liefert Victor Hugo nach dem Besuch der alten Reichsstadt Worms im Jahr 1840:

Die Kirche wird zur Scheune, der Palast zum Bauernhaus, der Turm zum Taubenschlag, das Haus zur Baracke; das Geschäft wird zur Verkaufsbude, aus dem Wasserbecken wird ein Teich, aus den Städten werden Bauern; die Stadt ist tot. Überall Verlassenheit, Leere, Staub, Ruinen, Vergessen. Über den öden Plätzen, über den verhüllten und trübsinnigen Passanten, über den traurigen Gesichtern, über den eingestürzten Mauern, über den wenigen niedrigen und stummen Häusern glaubt das geistige Auge die langen und melancholischen Schatten einer untergehenden Sonne zu erblicken. (Hugo 1842, zitiert nach: Bodenschatz 2008, S. 23)

Ungeachtet des Pathos und der Überzeichnungen ist das Beispiel interessant, da es frühe Vorstellungsbilder schrumpfender Städte evoziert. Der dominante Topos ist die Verländlichung der Stadt. Einzug hält aber nicht ländliche Idylle sondern „Verlassenheit“, Verfall und Ödnis. Die Stadt mit ihren Insignien